

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 40

Artikel: Im Rotbuchenlaub
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

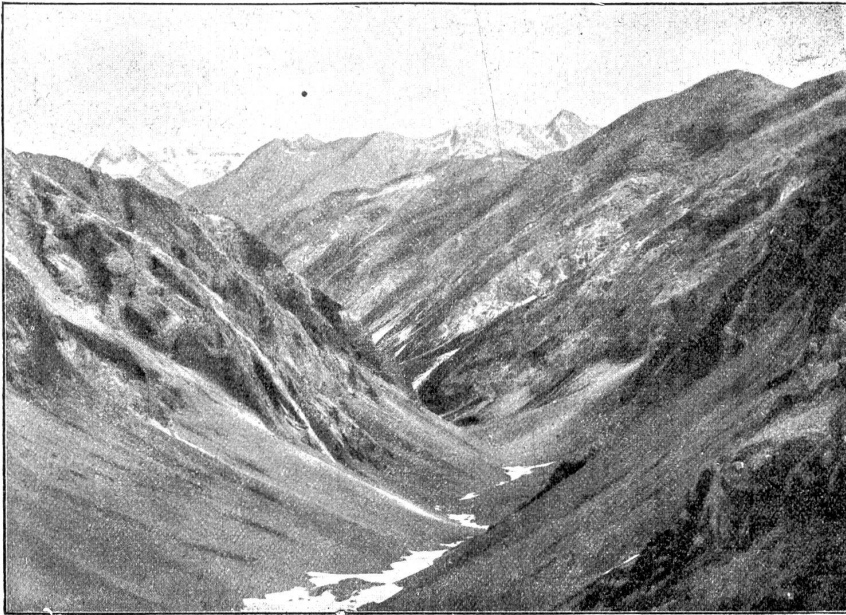
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blick ins Val Cluozza mit Piz del Acqua und Piz del Diavel.

biweil in der Ranne der See singt, schwinden die Stunden, rückt der Zeiger über Mitternacht hinaus. Aber immer noch etwas Neues weiß Langen uns von seinem lieben Park, über den er genau Buch führt, in dem er jedes Wildrudel, jeden Gemsbock, ich möchte sagen jeden Baum kennt, zu erzählen, von den jetzt schon festzustellenden Veränderungen, der Wildvermehrung etc. Es ist ein flotter Kerl, der Wächter Langen, kühn, berggewandt, gewissenhaft, mit all den Tugenden, die man von einem Parkwächter verlangen muß. Gerne führt er die anständigen Besucher (wie er uns sagte, gibt es leider auch eine große Anzahl anderer) in die beehrte Schönheit seines Parkes ein.

Nur kurze Zeit der Ruhe bleibt uns noch. Raum sind wir eingenickt, so grüßt über den Piz Murtar der neue Tag vorläufig ins schlafende Eldorado und kräftige Faustschläge an die Hüttenwand machen munter zu neuem Tagewerke. Und wieder will der Tag licht und klar und herrlich werden. Vorerst einmal am nahen Brunnlein mit eiskaltem Wasser den letzten Schlafrest weggespült, dann das Blockhaus besichtigt! Ein einfacher Bau, mitten im Bergwald, an lawinensicherer Stelle, in seiner Schlichtheit der Natur hübsch angepaßt. Ringsum viele gefallene, von Sturm und Schnee geknickte Baumleichen, die da vermodern. Durchs enge, schuttüberfüllte, wilde Seitental Balledda hinunter leuchtet die Silberspitze des aussichtsreichen Piz Quattervals in den ersten Morgenstrahlen. Aber wo ist denn das Wild? Wo ist die Alpenantilope, die zierliche Gemse! Es gibt Leute, die sich unsern Nationalpark ungefähr nach dem Muster eines städtischen Tiergartens vorstellen, die glauben, daß die Gemsen zu Hunderten den Weg des Wanderers kreuzen, ihm womöglich das dargestreckte Grasbüschel aus der Hand fressen. Du lieber Himmel! Nein, ein derartiges „Möbel“ ist unser Nationalpark glücklicherweise nicht. Da läuft das Wild frei herum. Da sorgt die ausgleichende Natur dafür, daß es mit der Zeit wohl vertrauter, aber nie intim wird. Und das gerade ist das Schöne. Nur dem Naturfreund und Beobachter, der Geduld und Geschick hat, wird es vergönnt sein, einen Blick zu werfen in das reiche Tierleben des Parkes. Nur er wird die Gemsen wirklich „finden“, an denen oberflächliche Wanderer achtlos vorübergehen und nachher enttäuscht die „Mähr“ verbreiten: „Es ist kein Wild zu sehen, also ist gar keines da!“ Ich hörte diese Aussage nämlich zufällig von einer Frau, die ein großes Stück des Parkes durchstreift hatte, aber keinen

„Schwanz“ zu Gesichte bekam und furchtbar beleidigt tat, als ich ihr den Rat gab, sie möchte sich vor einer neuen Tour erst von Eingeweihten darüber aufklären lassen, wie man Gemsen „findet“.

Mit dem guten Zeißfernrohr suchen wir die Hänge des Murtaröl und die Felsen der Grappa mala ab. Und lange brauchen wir nicht zu suchen. Gleich entdecken wir zwei kleine Rudel und später auch einen „Einsiedler“, einen Prachtsbock. Die Tiere sonnen sich auf dem höchsten Grat und sollen alle Tage dort sichtbar sein.

Sehr genüßreich ist eine Wanderung vom Blockhaus in den Hintergrund des Tales. Sie führt einem erst so recht die Wildheit und Eigenart des Val Cluozza vor Augen. Stellenweise der reinste Urwald. Und hier hat bis vor wenige Jahrzehnte der Bär gehaust. Bürgert er sich vielleicht mit der Zeit auch wieder ein? Steht doch im letzten Jahresbericht (1916) der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft: „Der Bär, der alte Fürst dieser grandiosen Wald- und

Felsenwildnisse, wurde 1913 im Val dell' Acqua und 1915 in der Umgebung des Munt la Schera und bei Punt Virif gespürt. Ob seine hochwillkommene Anwesenheit jetzt noch zu konstatieren ist, bleibt vorderhand ungewiß.“

Im Hintergrund teilt sich das Cluozatal in die zwei unendlich öden Felsentäler Val Sassa (Steintal) und Val del Diavel (Teufelstal). Ein Kenner schildert sie mit treffenden Worten*): „Und was soll ich nun von dem Eindrucke sagen, den wir empfangen, als wir nach halbstündiger Rast am Zusammenflusse beider Quellarme des Cluozabaches endlich das Val del Diavel betraten? Kein „Teufels“, nein, ein „Totental“; kein Schlund, in dessen Abgrund vergebens ein Sonnenstrahl zu dringen suchte; keine Enge, nein, ein weites Felsengrab, ausgefüllt, wohin du blickst, mit grauen Blöcken und Gerölle. Heute spannt sich noch der blaue Himmel darüber hin und die lustigen Wölkchen ziehen vorbei und vermögen dennoch nichts von der bleiernen Schwermut, die ringsum lastet, mit sich hinwegzunehmen. Fürchterlich vollends aber muß es hier sein, ein Ort für Verdamnte, beim Unwetter, wenn die grauen Nebel jagen oder der Sturm und der Donner sich wütend an diesen Felsenstirnen bricht. Dann ist aus dem Totentale allerdings der vollkommenste „Teufelschlund“ geworden und die Dante-Dore'sche Höllenlandschaft von heute hat Leben und Staffage gewonnen.“ Aus dem Val del Diavel steigt der Passo del Diavel ins italienische Livignotal, aus dem Val Sassa die Fuorcla Val Sassa ins gemsenreiche Val Mütschans, das ebenfalls dem Nationalpark einverleibt ist.

(Schluß folgt.)

Im Rotbuchenlaub.

Von Jakob Böhrt.

Auf dem Hügel, der sich über das Dorf erhebt, steht mitten im Wald eine seltsame, weitbekannte Baumgruppe. Es sind Blutbuchen, die Mütter aller derer, die jetzt in Gärten und Anlagen ihre dunkeln Häupter erheben. Eine Sage umhüllt die Bäume wie ein geheimnisvoller Schleier.

Vor langen Jahren, so berichten alte Leute, herrschte eine schreckliche Hungersnot im Lande, zu Tausenden starben die Menschen hin und die Ueberlebenden wurden wie reiß-

* Siehe Dr. Bruniez: „Der Schweiz. Nationalpark“, Seite 70.

des Wild. In Feld und Wald war kein Tier mehr zu sehen, so hungrig hatten die Menschen unter ihnen gewütet. Auf dem Hügel, wo jetzt die Blutbuchen stehen, jagten an einem Himmelfahrtstage drei Brüder mit gierigen Augen und Zähnen, um dem Tod, der ihnen auf Schritt und Tritt nachsetzte, zu entgehen. Sie waren vor Tagesgrauen aufgebrochen, hatten jeden Busch, jede Höhle, jeden Bachlauf durchsucht und nichts gefunden, keinen Hasen, keinen Vogel, kein Nest mit Eiern, keinen Krebs: der Wald war ausgestorben, ausgemordet. Es war Mittag geworden, die Jäger sanken vor Hunger und Ermattung müdlos zusammen, bereit, sich sterben zu lassen, wie sie schon so viele hatten enden sehen. Der Älteste sagte: „Wer es am längsten aushält, dede die andern mit Erde oder, wenn er dazu zu schwach ist, mit Laub zu; vielleicht kommt ein Fremder vorbei und tut ihm den nämlichen Dienst.“

„Es ist verflucht, so ins dürre Laub zu beißen,“ stieß der Jüngste hervor und wälzte sich grimmig herum. Dabei geschah ihm wie ein Wunder: er hörte etwas durchs Laub rascheln, es mußte etwas Lebendiges sein, es kam auf ihn zu, es war eine Maus. Sie blieb stehen, richtete ihre schwarzen kleinen Augen auf die drei Burschen und wandte sich dann eilig zur Flucht. Der Anblick entzündete auf einmal die Lebenskraft des Jägers wieder, er sprang auf und die andern zwei folgten ihm, ohne erst zu wissen, warum. Und nun jagten sie nach der Maus wie Wahnsinnige, sie schlugen danach und sprangen und schrien, bis einer sie mit einem Faustschlag erreichte. Sie brüllten vor Freude; aber das war nur ein Augenblick, die Ueberlegung blühte ihnen durch den Kopf, daß sie alle drei von der Maus nicht essen konnten. Wem sollte sie nun zufallen?

Der Älteste hob sie mit raschem Griff vom Boden auf, der Jüngste schrie, er habe sie entdeckt, und der Mittlere knirschte, er habe sie erschlagen, sie gehöre ihm! Es erhob sich ein Streit um die Beute, der immer hitziger wurde; die Brüder zogen ihre Jagdmesser, und nach wenigen Augenblicken lagen zwei tot und der dritte auf den Tod verwundet auf dem Waldhügel. Ihr Blut färbte den Boden weit im Umkreis.

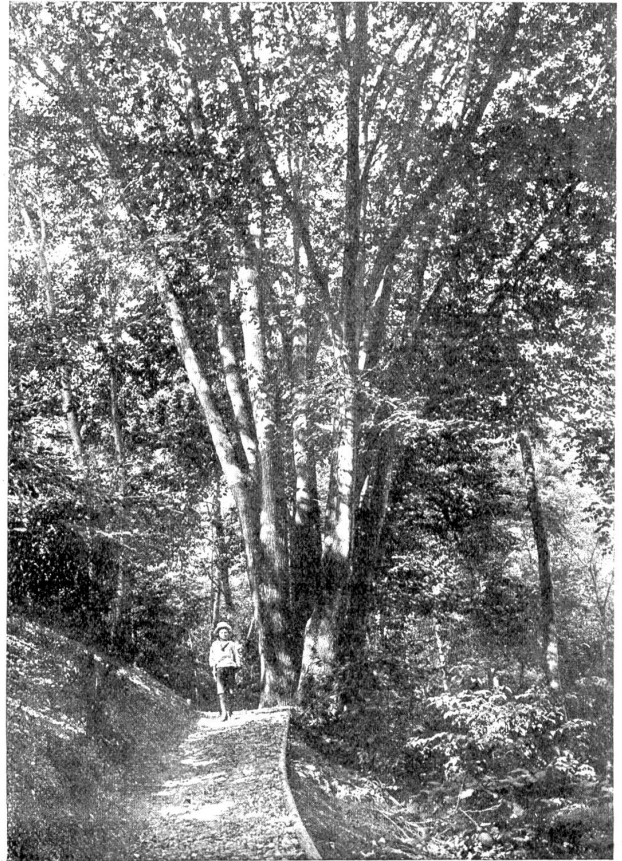
Auf dem Fled aber wuchsen darauf drei Buchen empor, und da sie im Blute wurzelten, färbten sich ihre Blätter dunkel wie Purpur.

In der Gegend sah man lange mit leisem Grauen zu den wunderbaren Bäumen empor, die mit ihren blutigen Stirnen vom Hügel weit ins Land schauten und mahnten. Nach und nach aber entstand der Glaube, daß ein Blutbuchenweig, am Himmelfahrtstag gebrochen, Glück für das ganze Jahr bringe. So kam der Brauch auf, am Aufahrtstag ins Rotbuchenlaub zu gehen. Das Volk hat auch eine Erklärung für die Wunderkraft der Buchen gefunden. Jener Fled werde, so erzählt man sich, der Zeuge der schrecklichen Tat gewesen, sei von Mitleid mit der erbarmungswürdigen Menschheit ergriffen worden und gebe nun die blutige, wider Willen genossene Nahrung als Frühlingssegnen allem Volke zurück.

Im Laufe der Jahre keimte indessen, wie aus einer andern, wildern Volksseele, die Ueberzeugung auf, daß dieser Boden von Zeit zu Zeit blutdürstig werde und ein Menschenopfer verlange. Man wollte bemerkt haben, daß das immer geschah, wenn sich das Laub einmal weniger tief färbte als sonst. Das Andenken an einen verschmähten Liebhaber, der sich unter den Buchen den Hals durchschnitten hatte, lebte noch frisch im Gedächtnis der Leute, von andern Fällen berichtete die Sage.

Als Hermine und Felix unter den Buchen ankamen, war schon das ganze ledige Volk des Dorfes versammelt. Es begann zu tagen und in dem bleichen Zwielflicht schmückten sich alle mit Rotbuchenlaub. Die Burschen umrahmten ihre Hütte mit Zweigen, die Mädchen legten sich schwere Kränze ums Haar. Hermine begnügte sich nicht damit. Sie flocht sich noch zwei breite Bänder und legte sie sich kreuzweis

über Schultern und Brust. Sie wollte schön und lustig, verführerisch sein und sich von allen auszeichnen.



Waldpartie aus der Umgebung Berns.

Während sie mit Felix hinangestiegen war, hatte sich in ihr Reue über das, was sie ihm gesagt hatte, eingestellt. Sie empfand, daß sie sich nicht mit ihm verbinden durfte, da ihm ja doch keine Faser ihres Herzens gehörte. Stärker als je fühlte sie sich von ihm abgestoßen, es ärgerte sie, daß er so zuversichtlich an ihrer Seite schritt. Ihr Trachten mußte dahin gehen, Mattis zu erobern. Und in der lauen, duftenden, aufgewühlten Frühlingluft keimte und erstarkte in ihr die Hoffnung, sie werde ihn an sich zu reißen vermögen, er werde ins Rotbuchenlaub kommen, er müsse es, weil ihr Herz ihn so tapfer zog, und dann werde ein leuchtender Tag für sie und ihn anbrechen. Und sollte der Tag ihr Unglück bringen, nun, so wollte sie es auf sich nehmen, sie war zu allem Glück und zu allem Leiden entschlossen. Unruhig müsterte sie die Gruppen, die schwachend und geschäftig in dem Halbdunkel standen oder saßen; manchmal meinte sie, ihn erkannt zu haben und wandte sich dann enttäuscht und mißmutig wieder weg. Warum kam er denn nicht? Zog ihr Herz noch nicht stark genug?

Es wurde heller unter den Baumkronen, nun mußte bald die Sonne erwachen und heraufrollen. Nach und nach wurde es ganz still, mit Andacht wurde der erste Sonnenstrahl erwartet, alle Augen waren nach oben ins Laub gerichtet. Da auf einmal ging Leben durch die Kronen. Bis jetzt hatten sie wie schwarze Ballen über der Erde geschwebt, nun fingen sie an, sich oben zu röten: und wie heißes Blut, das durch tausend Adern und Nadelchen freist und sich belebend ausbreitet, floß der Purpurglanz vom Wipfel über die Äste, Zweige und Blätter zu der Erde und dem jungen Volk hinab und füllte den ganzen Raum mit wonnigem, geheimnisvollem Schauer. Wie gemalte Kirchen-

scheiben, durch die das Licht wie aus einem Zauberland gedämpft hereinbricht, legte sich das Laubdach zwischen Himmel und Erde. Ein leiser Morgenwind erhob sich und regte das junge Laub auf, es erzitterte vor Lust und aus dem ruhigen Schein wurde ein mächtiges Flimmern und Funfeln und Leuchten, jedes Blatt, jeder Zweig, der ganze Baum schien in Licht und Glanz zu tanzen und, von Lenzfreude durchbebt, der jungen Sonne zu huldigen. Es herrschte lautlose Stille. Da, während die jungen Leute mit erstaunten Augen und gerührten Herzens das Wunder zu ihren Häupten betrachteten, ließ sich eine betrübte Stimme vernehmen, die man nicht erkannte, die aus der Tiefe zu kommen schien, als Sprache der Erdboden selber: „Das Laub ist bleich dies Jahr.“

Man erschrak, man suchte mit den Augen den unbekannten Mahner, man sah nach dem Laub, und alle fanden es wirklich unter dem Einfluß der bekümmerten Stimme heller als sonst. Da ertönten zum Glück die Klänge einer Ziehharmonika und gleich waren alle Grillen verflogen. Das junge Volk wurde lebendig wie das Buchenlaub, Burtschen und Mädchen griffen sich bei den Händen und bildeten um den ehrwürdigsten der drei Bäume einen großen Ring. Jauchzend umsprangen sie den Stamm.

Nach einer Weile löste sich der Ring in Paare auf und nun schwangen sich die mit purpurnen Ranken geschmückten Tänzer, daß die Röcke flogen, während durch Laub und Geäst die Sonnenstrahlen zu ihnen hinabdrangen und über dem irdischen Tanz einen leichteren, lautlosen, farbenprangenden aufführten.

Als man sich zum zweiten Tanz anschickte, kam ein weißgekleideter Burtsche gemächlich den Wald herauf. Es war Mattis. Man wartete, bis er zur Stelle war, damit er auch mittun könnte. Er aber grüßte kurz und setzte sich ins Laub. Man verzog die Gesichter und murrte: „Er trägt den Kopf immer noch über dem Hut.“ Einer aber rief laut: „Es geht auch ohne ihn,“ und alle andern antworteten mit Gejauchze und Gejohle. Mattis zum Trost wurde nun erst recht lustig getanzt, so viel Uebermut, so wilde Sprünge haben die Blutbuchen wohl noch nie gesehen.

Hermine gebärdete sich wie toll. Sie war mit Felix zusammen, aber nicht er, sondern sie lenkte die Bewegungen, und sie wußte es so zu fügen, daß der Saum ihres Kleides mehrmals Mattis streifte. Als die Musik abbrechen wollte, rief sie: „Vorwärts, du Fauler!“ und tanzte weiter. Alle andern kamen schließlich außer Atem und ruhten aus, auch Felix erklärte, er könne nicht mehr. Da ließ sie ihn fahren und tanzte allein. Ihre Wangen glühten und waren dunkler als das Laub, in das sie sich gekleidet hatte. Alle sahen ihr zu und errieten, warum sie sich so unsinnig benahm und um wen sie sich so mühte.

Mattis hatte sie nicht gleich erkannt, sie war in den drei Jahren so groß geworden, ihre Brust so hoch, ihre Arme so stark. Er ließ kein Auge von ihr, solch ein Geschöpf hatte er in der Fremde nirgends gesehen. Jedesmal, wenn sie an ihm vorbeitanzte, faßte sie ihn fest ins Auge; sie war dermaßen berauscht, daß sie die Gegenwart der andern kaum mehr fühlte und nur für ihn da war, sie hatte alle Rücksicht abgeworfen. Er konnte schließlich nicht mehr widerstehen. „Water hin, Water her!“ dachte er, sprang auf, schlang die Arme um sie und tanzte mit.

„Aha,“ tönte es von allen Seiten, „alter Zunder brennt am besten!“

Als Hermine endlich mit ihren Kräften zu Ende war, ließ sie sich von Mattis zu dem Plaze führen, wo er gesessen hatte. — Da vertrat ihr Felix den Weg, faßte sie am Handgelenk und raunte ihr zu: „Besinn' dich!“ Damit zog er die durch den rasenden Tanz Erschöpfte und fast willenlos Gewordene hinweg.

Man kicherte schadenfroh; Mattis war, er habe eine Ohrfeige empfangen und er hatte Mühe, seinen Zorn zu bemeistern. „Ich hol' sie mir wieder!“ rief er Felix nach.

„Versuch's!“ gab dieser drohend zurück. — „Der nächste Tanz wird's zeigen!“ — „Sie ist nicht für des Löwenwirts Fasel gewachsen!“ — „Und wenn sie's anders wüßte?“ — „Was willst du damit sagen?“ — „Frag' sie!“

„Ich brauch' sie nicht zu fragen! Du kommst zu spät, Schammauch!“ schrie Felix.

Nun war Mattis' ganze Ueberlegung dahin. Aus den Worten des Gegners glaubte er herauszuhören, daß seine Jugendliebe während seiner Abwesenheit die Beute eines andern geworden sei. Er hatte seit langer Zeit nie mehr an Hermine gedacht, nun aber war die Begehrlichkeit nach ihr wieder in ihm entbrannt, eine jähe Eifersucht überfiel ihn, er kam sich wie ein Betrogener vor und schrie voll Verachtung: „So, hat sie dir auch schon aufgetan!“

„Auch schon aufgetan?“ wiederholte man. Die Mädchen verbargen ihre boshaften Gesichter in den Schürzen, die Burtschen spuckten aus.

Hermine richtete sich hoch auf, ihre Wangen waren auf einmal leichenblau geworden. Sie blickte mit funkelnden Augen nach Mattis und sagte: „Du lohnst gut!“ Dann zu Felix gewendet: „Bist du ein Mann, so schlag ihm das Wort in den Rücken zurück, und dann verlang'!“

Alle fühlten, daß jetzt, da sich ein Mädchen zum Preis ausgelegt hatte, etwas Gewalttätiges geschehen müsse. Felix warf den Kittel von sich und rief, daß der Wald schalle: „Hussa, hussa! Schammauch raus!“

Das war eine Herausforderung und wurde von allen verstanden.

Gleich waren die beiden aneinander. Jeder grub dem Gegner seine Finger ins Fleisch, sie standen Schulter gegen Schulter, Knie gegen Knie, Fuß gegen Fuß, sie stießen und rissen sich, wühlten mit den angestemmtten Schuhen den harten Waldboden auf, rings um die Buche drängten sie sich, keuchend, mit aufeinandergebissenen Zähnen und verzerrtem Mund, nur ihrer Wut bewußt. Felix wehrte sich, wie man sich um die Liebe wehrt, aber er war Mattis nicht gewachsen. Seine Arme erlahmten nach und nach, während die Muskeln des andern mit jedem Ruck und Stoß wuchsen und anschwellen.

Plötzlich fühlte sich Felix an den Gegner herangezogen, in die Luft gehoben und hingeworfen. Er schlug mit dem Kopf an den Baumstamm und blieb lautlos liegen. Ein dunkler Strom ergoß sich aus seinen Haaren und färbte die knorrigen Wurzeln der Buche, die auf dem Boden wie Schlangen dem Stamm zukrochen. — Ehe ein Arzt zur Stelle kam, war es mit Felix vorbei.

Aus: „Erdschollen“. Verlag: Haessel, Leipzig.

Herbstgedanken.

Von Rob. Scheurer, Wabern.

Golden blinkt des Herbstes Segen
Von romantischgrauen Mauern.
Längs den enggezaunten Wegen
Neigen Bäume wie in Trauern:
Aest' und Zweige brechen fast
Unter roßgreifer Last.

Gelbrot leuchtet's an Spalieren,
Buschwerk und umrankten Lauben.
Dieses Farbenjubelieren
Läßt mich kaum ans Sterben glauben.
Doch ist's so: Hier herrscht ein Tod,
Der in Lebensflammen loht!

Tod in Schönheit! Welches Wunder!
Ach, uns ist es nicht beschieden:
Ist die Jugendkraft geschwunden,
Ist das Schönste fort hienieden . . .
Farbenbaum, dürft' ich wie du,
Schön und fruchtlos einjt zur Ruh!

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —